

## Oben und Unten

... Seit zwei Stunden saß Walter McKanzie im Policedepartment im 23. District und wartete. Worauf? Man hatte ihn zur Sicherheit mit den Handschellen an einem der Heizungsrohre angelegt. Vergeblich hatte er versucht, seine Hand hindurch zu zwängen. Irgendwann hatte sich der Junge damit abgefunden. Das Handgelenk schmerzte. Seine Jeans war auf der Flucht an mehreren Stellen zerrissen. Sein Shirt stand vor Schmutz und Schweiß. Die nackten Füße steckten in scheinbar neuen Markenturnschuhen. Die Wut ließ seine schwarzen Augen funkeln und seine zusammengespreizten Lippen hatten sich nach unten verzogen. Walter war wütend auf die Polizisten, die ihn aufgegriffen hatten und es gewagt hatten, ihm sein Messer wegzunehmen. Und er war wütend auf sich selbst, weil er es dieses Mal nicht geschafft hatte, ihnen zu entkommen. Sie sagten ihm nicht einmal warum. Die Turnschuhe hatte er schon vor vier Wochen gestohlen. Das konnte es also nun wirklich nicht sein.

Walter streckte den Hals, um einen Blick nach draußen zu erhaschen. Der türkisfarbene Sonnenschutzschirm vor dem Fenster ließ nur einen Blick, an der Ampel vorbei, auf die Straßenskreuzung und die gegenüberliegende Shelltankstelle zu. Er beobachtete die vorbeifahrenden Autos eine Weile. Die Zeit schien endlos. Der quälende Durst ließ Walters Zunge schließlich am Gaumen kleben. Zweimal hatte er einen der Männer ansprechen wollen, aber sein Stolz ließ seine Zunge da, wo sie klebte. Schließlich hockte er sich wieder neben die Heizung. Der Officer, der ihm gegenüber am Schreibtisch saß, sah ab und an zu ihm und nickte ihm lächelnd zu. Walter ignorierte das. Mit geneigtem Kopf beobachtete er allerdings alles und jeden aufmerksam durch die langen Strähnen seines zerzausten Haares, welche ihm über die Augen fielen. Seine Hoffnungen schienen zu schwinden. 'Was habt ihr mit mir vor verflucht', dachte er. 'Ich habe nichts verbochen!' Irgendwann kam eine ältere Lady durch die Tür, gefolgt von einem jüngeren Mann im Anzug. Beide steuerten geradewegs auf den Jungen zu. Walters ganze Aufmerksamkeit galt ihnen. Doch er bemühte sich um Gleichgültigkeit.

„Ist er das?“, fragte der Mann.

Walter blickte dem Fremden auf die Schuhe. Es waren keine Turnschuhe. Er mochte weder den Tonfall, in dem der seine Frage gestellt hatte, noch seine schwarzen Slipper.

„Ja. Darf ich vorstellen: Das ist Walter McKanzie. Walter, das ist Frank McKanzie, dein Vater.“

Walter zuckte innerlich zusammen. Als er aufspringen wollte, hinderte ihn die Heizung daran und das Handgelenk, um das er die Handschellen trug, schmerzte erneut unter dem Ruck, dass er hätte auffaulen können. Aber er biss die Zähne hart aufeinander.

„Hi Walter“, sagte Frank, nur um überhaupt etwas zu sagen.

Walter schwieg. Er sah ihn nicht einmal an.

„Ich bin Magret Cooper vom Jugendamt. Dein Großvater, Mr Stone Horse, hat sich an mich gewandt. Willst du deinem Vater nicht guten Tag sagen Walter?“, fragte die ältere Dame freundlich.

„Es gibt keinen Vater.“

„Jeder Mensch hat einen Vater, Walter, und das hier ist deiner.“

Der Junge begann den Kopf zu heben und blickte an dem fremden Mann herauf. Er musterte den Anzug, das weiße Hemd, sein skeptisches Gesicht, mit dem kaum sichtbaren Brillengestell. Die kurzen, dunklen Haare glichen einer Frisur aus einem Modemagazin und glänzten übertrieben. Dann spürte Walter plötzlich den scharfen Blick des Fremden unangenehm auf seiner Haut, in der er sich nun nicht mehr wohl fühlte.

„Und?“, fragte er schließlich.

„Walter. Dein Vater und auch dein Großvater haben beschlossen, dass es besser für dich ist, wenn du zu Hause wohnen würdest, die Schule besuchen und ein geregelteres Leben führst.“

„Mein Leben ist geregelt!“

„Das sehe ich“, meinte Frank McKanzie. „Ich bringe dich nach Hause.“

„Woher willst du wissen, wo mein zu Hause ist?“, schnaufte Walter.

Die ältere Dame, die sich Cooper nannte, hatte die Hände ineinander gefaltet, atmete tief durch und hüllte sich in Schweigen.

„Hör zu Walter. Dein Großvater will dir helfen. Er hat lange nach dir gesucht. Ich werde dich zu

ihm bringen. Ich glaube, bei ihm bist du in den besten Händen.“

Walter schluckte seine Wut schweigend hinunter. Bis gestern war sein Leben noch völlig in Ordnung und heute tauchten plötzlich, wie aus dem Nichts, ein Vater auf, der von einem Großvater faselte, den er nicht einmal kannte. Verflucht nochmal! Wer zum Teufel hatte ihn gefragt, ob er einen Großvater wollte, der es gut mit ihm meint und einen Vater, der sich nie um ihn gekümmert hatte...

## **Einen Schritt weiter**

Wayton grinste, als Blue die Tür vom neuen Kühlschrank auf riss und hastig nach einer gekühlten Wasserflasche griff. Gierig setzte er sie an und trank, dass ihm das Wasser am Kinn herunter tropfte. Mit hochrotem Kopf setzte er sie, halb leer, wieder ab und rülpste. Er grinste zurück, als er sich mit dem Arm über Mund und Stirn fuhr und schraubte die Flasche wieder zu. Bonnie war bei Winona geblieben. In der drei Jahre jüngeren Cousine hatte sie eine Spielkameradin gefunden. Mitch wohnte in diesen Tagen bei Joe.

„Bist du schon fertig?“, fragte Großvater.

Blue stellte die Flasche zurück in den Kühlschrank.

„Noch nicht ganz. Der Boden ist ziemlich hart. Erinnerst mich irgendwie an Asphalt. Vielleicht sollte ich mir eine Sprengladung besorgen.“

Wayton Stone Horse legte den Kopf schräg, während er zu seinem Enkel sah.

„Du bist imstande und tust das auch.“

Blue lachte. „Keine Angst Großväterchen. So dumm bin ich nun auch wieder nicht.“

Als Blue sich umwandte sagte Wayton: „Wäre es nicht klüger eine Pause zu machen... bei der Hitze?“

„Hast du Angst, dass ich wieder einen Sonnenstich bekomme, so wie Vorgestern?“

Der alte Mann nickte. „Oder einen Hitzschlag“, meinte er ernst.

„Okay“, stimmte Blue zu und ließ sich auf seine Decken, am Boden des Erdhauses, fallen. Er drehte sich zur Seite und war schon eingeschlafen.

Blue fröstelte, als er Stunden später mit den Augen blinzelte. Wie lange er geschlafen hatte, wusste er nicht. Langsam rappelte er sich auf und spritzte sich etwas abgestandenes Wasser in sein müdes Gesicht. Wirklich erfrischend war es nicht. Blue kramte aus seinen Sachen das weiße Shirt, dass ihm Mrs Cooper spendiert hatte, hervor und schlüpfte hinein. Dort fand er auch sein Basecap und die Sonnenbrille wieder. So ausgestattet warf er einen Blick in die Waschschüssel und grinste zufrieden.

„Du siehst aus wie Blue Light Shadow. Grüß mir Chicago. Blue Stone Horse hat zu tun.“

Dann ging er hinaus und schlug mit der Kreuzhacke eine Schicht Erde locker, bevor er sie mit der Schaufel aus einem fast hüfthohem Loch beförderte. Die Sonne hatte den Zenit lange überschritten, doch stand sie noch hoch genug, um auf Blues Haut zu brennen. Besessen schlug und schaufelte er Stück für Stück. Der Schweiß rann ihm in Bächen die Schläfen hinab und tropfte auf das Baumwollshirt. Er hatte nicht einmal bemerkt, wie ein großer Schatten über ihm auftauchte. Erst als er Großvaters Stimme vernahm, sah er auf.

„Glaubst du nicht, dass dieses Loch tief genug ist?“, fragte er den Jungen.

Blue war bereits in Brusthöhe versunken.

„Deine Antennenanlage wird erdbebensicher sein“, bekam er zur Antwort. Dann grinste Blue.

„Es muss noch viel tiefer werden. Joe hat ein Loch in die Erde gegraben, aus dem er mit einer elektrischen Pumpe

Wasser heraufholen kann. Weshalb sollten wir das nicht auch können?"

Wayton lachte nachsichtig. „Joe hatte eine Wasserader gefunden, durch die ständig Wasser sickert und wegläuft. So ist es immer frisch. Aber wenn es im Sommer lange nicht geregnet hat, verschlammt der kleine Brunnen.“

„Deswegen ist wahrscheinlich seine Pumpe hinüber“, stellte Blue fest.

„Seine Pumpe ist kaputt?“

„Ja. Er hat sich eine von Percy geholt.“

„Das hat er mir nicht erzählt“, sagte Wayton.

„Warum stellt ihr euch nicht ein richtig großes Plastikfass hin? So eins, wie Joe auf seinem Pickup hat?“

„Weil das Wasser bei den Temperaturen schnell verkeimen würde, Blue.“

Blue dachte einen Augenblick nach.

„Stimmt. Und warm schmeckt es außerdem zum kotzen.“ Er schüttelte sich. „Wenn ich das gewusst hätte... Die Leitungsrohre in meinem Keller waren topfit. Ich hätte sie vor dem Umzug ausbauen sollen.“

Wayton lachte.

Blue buddelte weiter, immer tiefer. Carol sorgte sich um ihn und ließ ihn nicht aus den Augen. Als sie ihm die Wasserflasche in Reichweite stellte, fragte sie: „Hast du noch keinen Hunger, Junge?“

„Jetzt, wo du mich so fragst, Granny... Einen Mordshunger. Ich mach` gleich Feierabend. Meine Hände brennen wie Feuer.“

Blue warf sein Werkzeug sofort nach oben und stieg aus dem Loch. Der Staub klebte, gemeinsam mit dem Schweiß, unangenehm auf seiner Haut.

„Es gibt regelmäßig zu essen und zu trinken hier, Menschen, die mich so nehmen, wie ich bin und die Sonne, mit all ihren Farben“, sagte Blue leise zu sich selbst, während er Hacke und Schaufel hinter sich her schleifte.

„Hm. Aber bestimmt im Umkreis von hundert Meilen oder mehr, keine Dusche.“ ...

## **Mustangs**

Mustang – ursprünglich spanisch: *Mestena*

entspricht: streunendes, herrenloses Pferd.

Nebraska, das war nicht nur der Platte River, das war der Inbegriff der großen Prärie, Sandwüste und Staub. Aber es war auch die Heimat der Farmen, der Kornkammer des Landes. Leise plätscherte das Wasser über die Steine am Ufer des Flusses. Ein Seitenarm des Platte River durchfloss die wellige, grasbewachsene Ebene an der Grenze zu Wyoming. Das Sonnenlicht reflektierte auf der Wasseroberfläche. Ab und an mischte sich ein zufriedenes Schnauben in die Stille.

Eine Gruppe von etwa zwanzig bis dreißig Mustangs graste dort. Genüsslich zupften sie die kragwachsenden Gräser und Kräuter und zermalmten sie zwischen ihren Zähnen. In friedlicher Harmonie blieben sie beieinander und zogen langsam, Schritt für Schritt, weiter. Nichts schien sie dabei zu stören. Hin und wieder hob eines der Tiere den Kopf und sah sich kauend um. Dann senkte es ihn wieder. Einige der Pferde sofften am Flussufer und scharrten mit den Hufen oder stampften, sodass das Wasser spritzte. Sie schienen offensichtlich ihren Spaß daran zu haben. Nur die asphaltierte Straße, hinter der Flussbiegung, störte den Schein der Unberührtheit dieses Landes, seine zeitlose Schönheit.

Plötzlich hoben die Mustangs die Köpfe und hielten einen Augenblick inne. Irgendetwas hatte ihre Ruhe gestört und mahnte zur Vorsicht. Ein schnell lauter werdendes Motorengeräusch schreckte sie auf, sodass sich die ganze Herde binnen Bruchteilen einer Sekunde auf der Flucht befand. Ihre Hufe schienen den Boden kaum zu berühren und dennoch wirbelten sie den Staub auf. Der Lärm wurde lauter und bedrohlicher. Zwei tief fliegende Helicopter verursachten ihn. Wie Riesenvögel tauchten

sie hinter der Herde auf, die über die wellige Grasebene vor ihnen flüchtete. Mit geblähten Nüstern und bebenden Flanken rannten sie um ihr Leben.

Es gab nicht viele Feinde, die diesen Mustangs gefährlich werden konnten. Doch ihr größter Feind, der Mensch, jagte sie.

Weit, unendlich weit war das Land. Lange und weit, meilenweit, flohen die Mustangs vor ihren Verfolgern, die sich nicht abschütteln ließen. Auch wenn ihre Kräfte schwanden, ihre Angst nicht. Sie rannten, um ihr Überleben, in eine ungewisse Zukunft. Die Nüstern blähten sich weiter. Ihr keuchender Atem wurde lauter. Dicht gedrängt an ihre Mütter, kämpften die Fohlen, mit der Herde Schritt zu halten. Aufgeben wollte keines der Tiere. Allmählich verringerte sich das Tempo. Die Helicopter blieben, immer im gleichen Abstand und trieben die Herde weiter in Richtung Westen. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, von Stolz und Kraft bis zur Erschöpfung, bis zu den Bretterschlägen, den Holdingpans, in denen dicht gedrängt, Fellkörper an Fellkörper, in Bewegung geriet. Wiehern, Schnauben, das Stampfen der Hufe drang an die Ohren der erschöpften Neuankömmlinge. Der Geruch von Angst und Schweiß schlug ihnen entgegen, als sie einen dieser Verschlänge betraten. Mit einem leisen Knarren fiel das Gattertor hinter ihnen ins Schloss. Unruhig und ängstlich, mit weit aufgerissenen Augen, sodass das Weiße darin zum Vorschein trat, blickten sie um sich. Ihr Fell klebte vom Schweiß und Staub. Noch immer bebten die Flanken, die Beine zitterten. Schnaufend und röchelnd versuchten sie, wieder ruhig zu atmen.

Was war geschehen?

Die Helicopter waren verschwunden, mit ihnen das bedrohliche Brummen. Dennoch spürten sie die Gefahr, die von diesem Ort ausging. Auch die anderen Mustangs ringsum waren unruhig, begannen sich gegenseitig zu beißen und zu schlagen. Es gab keine Fluchtmöglichkeit...

...An Großvater Waytons Truck blieb Blue stehen und wartete, während Joe mit Großvater ein Stück weiter ging. Am Brunnenloch blieben die beiden Männer stehen und redeten.

Mitch kam an Blue vorbei und zischte leise: „Das ist alles, was ihr Wasicu könnt.“

Blue wandte sich blitzschnell zu ihm um. Die aufgestaute Wut ließ sein Herz bis in den Kopf hämmern und seine Augen funkelten Mitch Running Elk an.

„Ich habe eure Pferde nicht verjagt!“, fuhr er Mitch an.

Mitch kniff die Augen zusammen, als er bitter lächelnd sagte: „Nichts verstehst du!“

„Für wie blöd hältst du mich eigentlich?“, fauchte Blue, seine Erregung nur mit Mühe unterdrückend, zurück. Dabei kam er ihm sehr nahe.

Mitch wich nicht zurück.

Sie bemerkten nicht, dass sie von den beiden Männern beobachtet wurden.

„Vater sagt: Die Wasicu haben es nicht geschafft uns alle zu töten, deshalb versuchen sie uns Vollbluts nun durch die Halbbluts zu Weißen zu machen. Eines Tages werden wir aufwachen und merken, dass unsere Haut weiß ist, sagt er. Dann ist es zu spät. Aber ein Vollblut wird immer ein Vollblut bleiben.“

Blue starrte Mitch entgeistert an. Deshalb also. Blue versuchte das zu verstehen. Mitch wandte sich von ihm ab und wollte gehen. Doch Blue packte ihn an der Schulter und riss ihn herum, sodass Mitch mit dem Rücken an Großvater Waytons Truck prallte. Mitch verstand das als Angriff und holte mit dem rechten Arm zum Schlag aus. Blue fing ihn ab und umklammerte sein Handgelenk fest.

„Ich wollte nie ein Halbblut sein und auch kein Lakota. Mich hat keiner gefragt!“

„Dann verschwinde!“

„Später, irgendwann. Aber nicht jetzt!“, sprach Blue mit Nachdruck und ließ Mitchs Handgelenk wieder los.

„Ich bin weiß Gott allen davongelaufen. Am meisten der Polizei. Aber nie vor Problemen. Und im Moment gibt es ein großes Problem.“

„Das dich nichts angeht!“

Mitch verzog die Mundwinkel und wandte sich erneut zum Gehen. Wieder packte ihn eine starke

Hand an der Schulter und riss ihn herum. Wieder prallte er mit dem Rücken gegen den alten Truck. Böse funkelten Mitchs Augen Blue an, aber er wagte es nicht noch einmal, die Hand zu erheben.

„Und was ist mit dir, du Vollblutheld? Warum hat keiner von euch den Arsch in der Hose, ein paar abgehauene Pferde wieder nach Hause zu bringen?“

„Hast du Joe nicht zugehört?“

„Schon. Aber es sind unsere Pferde. Mich werden sie nicht ins Gefängnis stecken“, antwortete Blue entschlossen.

„Bist du verrückt?“

„Nenn es wie du willst.“

Mitch presste die Lippen fest aufeinander und schnaufte seine aufgestaute Luft zur Nase heraus.

„Du hast wirklich keine Ahnung. Sie schießen auch manchmal und sie werden vom Helicopter aus keinen Unterschied machen.“

„Zwischen mir und einem Pferd?“, fragte Blue erstaunt.

„Zwischen dir und einem Indianer! Blödmann.“

„Weil es keinen Unterschied mehr gibt“, stellte Blue fest.

„Hm!“, schnaufte Mitch und kniff die Augen zu kleinen Schlitzen.

„Dann hör mal gut zu! Manchmal ist es klüger, sich mit den Dingen abzufinden. Joe ist vor Jahren bis nach Washington gegangen und war bei unzähligen Demonstrationen gegen die Ungerechtigkeiten gegen unser Volk, zur Durchsetzung unserer Besitzansprüche an den Black Hills und gegen die Tierquälereien. Er wurde manchmal verprügelt und mal verhaftet. Das ist sein Leben. Das war sein Leben. Jetzt ist er mit mehreren Vorstrafen bei der Polizei registriert und steht für den Rest seines Lebens unter Bewährung. Die Pferde sind sein Leben.“

„Ein Grund mehr...“, meinte Blue.

Mitch schüttelte energisch den Kopf. „Kein Lakota rennt ins offene Messer.“

„Okay. Dann halt die Klappe Mitch.“

„Mach was du willst, Blödmann.“

Diesesmal war Blue es, der sich schweigend von Mitch abwandte. Er ging um den alten Truck herum, öffnete die Fahrertür und setzte sich hinter das Lenkrad. Leise sagte er zu sich selbst, während er alles untersuchte: „So schwer kann das doch nicht sein.“

Mitch tauchte an der Fahrertür auf und beobachtete ihn. Blue hatte das bemerkt, ignorierte ihn aber.

„Hey! Du bist verrückt.“

Blue wandte den Blick zu Mitch und sah ihn durch seine Ponysträhnen an.

„Mein Vater ist Anwalt. Mir kann nichts passieren.“

„Wie willst du die Pferde allein nach Hause bringen? Du kannst ja nicht mal Auto fahren.“

Blue zuckte mit den Schultern. „Ich lasse mir was einfallen. Ich kann auch pfeifen.“

„Aber nicht so wie Joe“, zweifelte Mitch.

„Sie kennen mich.“

Mitch lachte kurz und höhnisch auf.

„Du solltest jemanden dabei haben, der Ahnung von Pferden hat. Jemanden, den sie besser kennen als dich.“

Auf Blues Gesicht erschien ein breites Grinsen.

„Wer kann wohl so bescheuert sein? Du wirst der erste Lakota sein, der in ein offenes Messer rennt, Mitch Running Elk.“

„Und wenn es schief geht, auch der letzte“, meinte er mürrisch und grinste schließlich ebenfalls.

„Ich habe meine Stute Silvermoon gesehen, als sie geboren wurde. Ich habe sie aufgezogen und selbst eingeritten und ausgebildet. Sie ist mein bester Freund. Sie ist meine kleine Schwester, Halbblut. Ich werde nicht zulassen, dass sie sie quälen oder töten. Verstehst du das?“

Blue nickte langsam.

Mitch schwieg in Anbetracht dessen, dass Großvater mit Joe zurück kam...